

Vorwort

Der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland gelten in Reflexionen über vergangene Zeiten meistens nur Seitenblicke. Ob es sich dabei um die Gesamtheit deutscher Universitäten und anderer Hochschulen oder aber um einzelne Universitäten beziehungsweise einzelne akademische Einrichtungen staatlicher und privater Art handelt – die Geschichte von solchen Institutionen verspricht selten spannende Lektüre und erfordert anscheinend nicht viel Aufmerksamkeit.

Erst recht gilt das für biographisch orientierte Darstellungen einzelner Wissenschaftler, von herausragenden Vertretern ihres Faches abgesehen. Aber auch für solche trifft oft das über die Institutionen Gesagte zu, denn nur selten begegnen sie der wünschenswerten allgemeinen gesellschaftlichen Wahrnehmung. Dabei bildet die Gesamtheit der an Universitäten und vergleichbar hochrangigen Lehranstalten unterrichtenden Menschen eine herausgehobene und klar definierte soziale Gruppe, die überdies wesentliche Teile der Führungsschichten in den sich verändernden politischen und sozialen Strukturen, eingeschränkt auch der wirtschaftlichen und kulturellen, in Vergangenheit und Gegenwart gebildet und ausgebildet hat. Ihre prägende Kraft lässt sich nicht übersehen.

Natürlich existieren Darstellungen zur Geschichte einzelner Institutionen, meist Universitäten, in nicht geringer Fülle und vor allem zu irgendwelchen Jahrhundertjubiläen zusammengetragen. Deren Erkenntnisinteresse ist jedoch selten ersichtlich. Des ungeachtet, sie mögen der Selbstdarstellung einer solchen Institution vor der Öffentlichkeit dienen. Wahrscheinlich sollen sie auch, hin und wieder, nach innen identitätsstiftend wirken. Wegen der Entwicklungen hin zur „Massenuniversität“, die vor knapp fünfzig Jahren begann, und angesichts des unverkennbaren Bedeutungsverlustes der deutschen Universitäten im Hinblick auf öffentliche Wahrnehmungen sind solche Darstellungen sinnvoll. Ebenso sinnvoll könnten sie dazu beitragen, den Mitarbeitern und Studenten an solchen Institutionen auch eine Ahnung von institutioneller Identität zu vermitteln. Solche Bestrebungen zeigten sich deutlich während der letzten Jahre, doch sie stoßen schnell an Grenzen. Unter den Gegebenheiten der „Massenuniversität“ lässt sich eine verbindende Identität der Gesamteinstitution schwerlich erkennen, allen „Marketingstrategien“ zum Trotz.

Nur über wenige universitäre oder akademische Fächer liegen Darstellungen ihrer Geschichte oder einzelner Phasen derselben vor, naheliegenderweise vor allem über ihre Entwicklungen in der Zeit des Nationalsozialismus, von 1933 bis 1945, aber auch zu deren Vorgeschichte. Zur Geschichte der deutschen Sinologie ist immer noch das Buch „Sinologie“ von Herbert Franke ein Ausgangspunkt und eine vortreffliche Quelle. Dieses kleine Werk erschien jedoch bereits 1953, und sein Ziel war vor allem, die in der NS-Zeit beinahe verschüttete deutsche Sinologie wieder an die internationale Forschung heranzuführen und beide zu verbinden. Andere, vor allem der Wissenschaftshistoriker und Bibliothekar Hartmut Walravens, haben seither eine schon unübersehbare Reihe von Publikationen zur Geschichte der Sinologie in Deutschland hervorgebracht. Sie zeigen jedoch lediglich Facetten dieser Geschichte, blicken beinahe nie auf deren gesellschaftliche oder politische Hin-

tergründe, schon gar nicht im internationalen Vergleich. Naturgemäß weisen die großbritannische Sinologie und die französische andere Züge auf als die frühe deutsche; denn Großbritannien war die erste europäische Macht, die ihre kolonialen Interessen gegenüber China rabiät und mit militärischen Mitteln verfocht, von Kaiserreich und Republik Frankreich und anderen gefolgt – und sehr unterschieden von den älteren Kolonialmächten Portugal und Spanien, die Holländer nicht zu vergessen.

Seit ihren Anfängen, die im 19. Jahrhundert lagen, hat die universitäre Sinologie in Deutschland im 20. Jahrhundert zunächst an lediglich drei Standorten gelebt, wenngleich nicht sehr strahlend: Leipzig, Berlin, Hamburg. Diese drei Standorte unterschieden sich – wenige Studenten hatten alle drei – schon nach ihrer wissenschaftlichen Ausrichtung, die in der Regel durch die ersten Professoren bestimmt wurde, aber dann auch bald schon nach den Ausrichtungen der Studiengänge. Dabei ist kennzeichnend für die Bedeutung solcher Studiengänge, die unterschiedliche Bezeichnungen trugen, in seinerzeitiger Sicht, dass bloß in Hamburg der fachvertretende Professor den Rang eines Ordinarius hatte, während alle anderen in Deutschland auf China und Chinesisches ausgerichteten Professuren nach Rang und Besoldung niedriger eingestuft waren.

Bei der fachlichen Ausrichtung der sinologischen Studien an diesen drei Standorten spielte bald, ganz anders, eine Rolle, ob sie eher auf die ja reiche kulturelle Tradition Chinas ausgerichtet sein sollten oder auf die nicht immer glanzvolle Gegenwart Chinas, diese wenigstens einschließend. Solche unterschiedliche Ausrichtung drückte sich bereits im grundlegenden Sprachunterricht aus. Die einen legten dabei Schwergewicht auf das Klassische und Literarische Chinesisch der kulturellen Tradition Chinas, während die anderen mehr Gewicht auf das jeweilige Gegenwarts-Chinesisch legten. Leipzig und Hamburg waren hierbei die Gegenpole, was auch mit dem gesellschaftlichen Umfeld zusammenhängt; denn die Universität Leipzig war schon traditionsreich und bettete die Chinastudien in einen vorhandenen Fächerkanon ein, während die Sinologie in der Freien und Hansestadt Hamburg im Jahre 1910 im neugeschaffenen Kolonialinstitut angesiedelt wurde und zunächst vor allem den wirtschaftlichen Interessen der Hamburger Kaufleute nützlich sein sollte, aber auch den politischen Interessen von Regierungskreisen in Berlin. So ist denn kein Wunder, dass Otto Franke (1863–1946), der erste Ordinarius in Hamburg, schon bald, im Jahre 1923, einem Ruf in die Hauptstadt Berlin folgte, wo die Sinologie und sonstige Chinastudien ihrer Ausrichtung nach stets eine Mittelposition zwischen denen von Leipzig und Hamburg innehatten oder ganz andere Positionen verfochten, aus erklärlichen Gründen. Jemand, den die Geschehnisse der deutschen Sinologie in Zeiten der Trennung in DDR und BRD interessiert, wird die Geschehnisse in diesem kleinen Bereich der Wissenschaft Sinologie in Berlin in den Jahren zwischen 1949 und 1989 und danach nicht nur gespannt, sondern auch kopschüttelnd wahrgenommen haben und auf ihre historisch-archivarisch begründete Darstellung gespannt warten. Die Geschichte sinologischer Institutionen in Deutschland ist viel mehr Teil der allgemeinen deutschen Geschichte und durch diese in vielen Einzelheiten geprägt, als das Studenten oder jüngeren Wissenschaftlern

an den jeweiligen „Standorten“ bewusst ist. – Wer von den Hamburger Jungsinologen weiß heute schon, dass Otto Franke noch entscheidend dabei mitgewirkt hatte, aus dem Kolonialinstitut einen Gründungspfeiler der Universität Hamburg zu machen, im Jahre 1919.

Die angedeuteten Unterschiede zwischen diesen drei frühen sinologischen Standorten in Deutschland wirken bis heute fort. Natürlich bestanden auch an anderen Universitäten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entsprechende Studiengänge, und seit den 1960er Jahren ist eine Reihe weiterer Standorte mit unterschiedlichen Ausrichtungen der dort auf China ausgerichteten Studiengänge und Forschungen hinzugekommen. Studenten heute sollten schon wissen, in welchen Traditionen die Institutionen stehen, in denen sie studieren; denn mit diesen Traditionen fließen schon in ihre Ausbildung und dann in ihre Hinführung zu wissenschaftlichem oder ihrem sonstigen beruflichen Arbeiten Gesichtspunkte ein, die sie sich bewusst machen und gegebenenfalls reflektieren sollten.

Vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, die NS-Zeit, dann die deutsche Trennung in BRD und DDR – mehr als die meisten anderen universitären Fächer waren die sinologischen Fächer, das lässt sich wohl behaupten, stets von politischen Entwicklungen abhängig. Das hing selbstverständlich auch mit den Entwicklungen in China und deren Wahrnehmung hierzulande zusammen. Insofern war auch die Sinologie stets ein politisches Fach.

Sie erlebte den Zusammenbruch des Kaiserreiches in China, die Ausrufung der Republik im Jahre 1912, Jahrzehnte des ersten Bürgerkrieges dann, ungefähr von 1914 bis 1927, darin die intellektuelle „Bewegung vom 4. Mai 1919“, die das ganze kulturelle Erbe Chinas als verachtenswert in die Abgründe der Geschichte schleuderte, später eine konservative Renaissance unter dem Diktator Chiang Kai-shek; dann kam der chinesisch-japanische Krieg 1927 bis 1945 im Rahmen des Zweiten Weltkriegs, dem die Bürgerkriegskämpfe mit den Kommunisten um Mao Tse-tung folgten, bis dieser im Jahre 1949 die Volksrepublik China ausrief, um die Menschen dort unter Verheißung glorreicher Zeiten in immer neue Formen des Elends zu stürzen, beinahe dreißig Jahre lang, während die propagandistisch bekämpfte westliche Welt zu bisher unbekanntem Wohlstand gelangte und sich im Kalten Krieg ziemlich wohl befand.

Wie gesagt, die Sinologie war stets auch ein politisches Fach, doch wie diese Vorgänge in China in Deutschland und in der deutschen Öffentlichkeit wahrgenommen wurden und dann auch auf die sinologischen Studien hier wirkten, das ist bisher nicht untersucht. Über Chinabilder in der deutschen Literatur, auch des 20. Jahrhunderts, wurde immer wieder geforscht oder geschrieben, aber das ist in erster Linie ein Thema für chinesische Doktoranden in der Germanistik, für eine Geschichte der Sinologie in Deutschland als Wissenschaft erbrächte das bloß einige Anmerkungen.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass die sinologischen Fachvertreter neben den sinologisch-institutionellen Beeinflussungen sowie den eigenen Haltungen zu den skizzierten Vorgängen in China und denen in Deutschland und Europa auch noch durch familiengeschichtliche und gesellschaftliche Hinter-

gründe geprägt wurden. Bei dieser allgemeinen Feststellung möchte ich das hier belassen, denn ich könnte stundenlang Fakten und Anekdoten über deutsche Sinologen aus den Jahren zwischen 1960 und 2013 erzählen, in denen solche Prägungen sich zeigten oder nachwirkten. Nicht verschweigen kann ich an dieser Stelle, dass in der NS-Zeit nicht wenige damals vielversprechende deutsche Sinologen ins Ausland gingen, freiwillig oder notgedrungen, was damals für viele nicht sehr unterschiedliche Optionen waren. Nur wenige kehrten nach dem Ende des Weltkriegs nach Deutschland zurück, und diese wenigen wurden selten gut aufgenommen; denn alte „Nazis“ saßen auch in den Universitäten Deutschlands – und da gab es Affinitäten, selbst wenn diese nicht als schuldhaft gelten sollten.

Erst recht war schwierig, das, was von deutscher Sinologie noch übrig geblieben war beziehungsweise sich als solche langsam neu regte, wieder in die internationale Gemeinschaft der Wissenschaft und der Wissenschaftler einzufügen. Ein Beispiel möge das anschaulich machen: Um das Jahr 1950 luden der gebürtige Holländer Piet van der Loon, der in Deutschland studiert hatte, aber jetzt in Großbritannien wirkte, und seine sinologischen Freunde alljährlich zu einer Konferenz ein, die eine Stätte für wissenschaftliche und persönliche Begegnungen sein sollte. Durch sie sollten auch deutsche Sinologen wieder Gelegenheit für solche Begegnungen erhalten, vor allem natürlich in westeuropäischem Rahmen. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges und nach Gründung der VR China war die Teilnahme von Wissenschaftlern aus dem sogenannten Ostblock stets nur schwer zu verwirklichen, diejenige von Wissenschaftlern aus China gar ausgeschlossen.

Junior Sinologues Conferences hatte Piet van der Loon diese Folge von Konferenzen genannt, und das *Junior* bezog sich weniger auf Lebensalter als auf Frische des Denkens, in der Sinologie und allgemein. Die Einladungen wurden über sogenannte Local Representatives ausgesprochen, die unter anderem gewährleisten sollten, dass die Eingeladenen über diskussionsbereite und diskussionswürdige wissenschaftliche Standards verfügten und politisch für liberale und demokratische Auffassungen standen, also weder alte Nationalsozialisten noch neue Kommunisten sein sollten. Ich habe an drei dieser Begegnungen teilnehmen dürfen – und habe auch in späteren Jahren nur selten wissenschaftliche Tagungen erlebt, die vergleichbar entspannt und anregend verliefen. Ich glaube nicht, dass Carl Hentze je an einer *Junior Sinologues Conference* teilnahm. – Die Folge dieser Konferenzen brach ab, nachdem im Vorfeld der sogenannten 1968er-Bewegung für künftige Konferenzen dieser Art links-autoritäre Leitlinien für deren Ausrichtung formuliert worden waren.

Der sinologische Standort Frankfurt, an dem Carl Hentze gewirkt hatte, wies insofern seine Eigenart auf, als dort auch das von Richard Wilhelm (1873–1930), einem ehemaligen Missionar in China, ins Leben gerufene Chnainstitut bestand. Für die Verbreitung von Chinakennnissen unter hierfür aufgeschlossenen weiteren Bevölkerungskreisen war dieses Institut eine bemerkenswerte Institution, die weitgehend privat finanziert wurde, aber dann auch Zuschüsse seitens der chinesischen Regierung annehmen musste.

In dem angedeuteten sinologischen Umfeld wirkte also Carl Hentze, dessen Leben und Werk Gegenstand dieses Buches ist. Auf die Frage des Verlegerehepaars Dorothee und Martin Hanke, ob ich zu dem Buch der mir sonst unbekanntem Greta Beckmann ein Vorwort schreiben könnte, habe ich spontan zustimmend geantwortet – und dann bereits beim ersten Blättern in diesem Buch einige Überraschungen erlebt. Ich kannte den Namen von Carl Hentze seit Studienzeiten in der ersten Hälfte der 1960er Jahre, brachte ihn aber damals nicht recht mit der Sinologie in Frankfurt in Verbindung, sondern meinte, er sei ein vermöglicher Privatier, der im angenehmen Darmstadt in einer Villa lebe und sich versponnenen Chinastudien widme: „Das Haus als Weltort der Seele.“ Ich hatte in meinen ersten Studiensemestern, in der Sinologie und in den Geschichtswissenschaften und auch im Fach Wissenschaftliche Politik in Freiburg im Breisgau vor allem das an schriftlichen Quellen orientierte und philologisch ausgerichtete Arbeiten gelernt, die Methodik Hentzes erschien mir schlicht als befremdlich. – Später hörte ich etwas von Hentzes Nähe zur NSDAP müncheln, blätterte noch einmal in einigen seiner Schriften, fand aber keine Hinweise darauf, dass solche – mutmaßliche oder angebliche – Nähe Spuren in seinen wissenschaftlichen Äußerungen hinterlassen hatte – und damit verblasen meine Erinnerungen an Carl Hentze.

Auch das Sinologische Seminar in Frankfurt scheint nicht mehr viel über ihn zu wissen beziehungsweise wissen zu wollen. Als ich aus anderem Anlaß am 22. März 2013 dessen Webseite aufsuchte, stieß ich auf folgende Notiz:

Mit Kriegsende sollte die Leitung des Instituts und die Professur neu besetzt werden. Dabei kam es zum Streit zwischen Hentze und Rousselle, die beide Ansprüche geltend machten. Hentze galt aufgrund der Umstände seines Amtsantritts während des Krieges als politisch belastet, da er der Universität auf Drängen des damaligen Gauleiters aufgezwungen worden sein soll. Außerdem kam er auch aus Altersgründen nicht mehr in Frage.

Diese Bemerkung möchte ich nicht kommentieren, doch sie regt Fragen an, unter anderem: Wer war Rousselle und wer Hentze, und warum stritten sie wortüber? Warum keine Bemerkung über ihr wissenschaftliches Werk und/oder ihr sonstiges Wirken? Fragen lässt auch ein anschließender Passus zu, der ebenfalls etwas über den Zustand der Sinologie in Deutschland damals andeutet:

[...] wurde die Professur für Sinologie im Jahre 1973 wieder besetzt: Neuer Professor wurde der aus Taiwan stammende Wirtschaftswissenschaftler (VWL) und Sinologe Chang Tsung-tung (1931–2000), der vor allem auf den Gebieten der Paläographie und klassischen chinesischen Philosophie forschte.

Ein Wirtschaftswissenschaftler und Sinologe, der über Paläographie und Philosophie forschet? Da passt möglicherweise einiges nicht zusammen. Wie das? Auch hatte dieser aus Taiwan stammende Akademiker nicht die übliche universitäre Laufbahn beschritten gehabt, verfügte wohl nicht einmal über eine Habilitation.

Damals wurden in Deutschland and anderswo gerade die Universitäten reformiert – und in China war die „Große Proletarische Kulturrevolution“ des Mao Tse-tung auf ihrem Höhepunkt. Auch durch sie begünstigt, war an deutschen Universitäten vieles möglich geworden. Die am traditionellen China orientierten deutschen sinologischen Studien sollten unbedingt durch gegenwartsnahe wenigstens ergänzt, wenn nicht ersetzt werden. Das verlangten weite Kreise von Studenten und Nachwuchswissenschaftlern, von Hochschulpolitikern unterstützt. Auf diese Weise gelangte Chang Tsung-tung zu der Frankfurter Professur, eine politische Berufung sondergleichen, jedenfalls politischer gefärbt als die von Hentze früher. In China hatten im Jahre 1966, zu Beginn der „Kulturrevolution“, alle wissenschaftlichen Zeitschriften ihr Erscheinen eingestellt. Carl Hentze hat die Besetzung „seiner“ Professur durch Chang noch erlebt, möglicherweise zustimmend, denn der sollte bald ein Buch über die Orakelschriften der Shang-Dynastie (16.-11. Jh. v. Chr.), die im Zentrum auch von Hentzes Forschungen stand, veröffentlichen.

Wie angedeutet, die Sinologie ist in mancher Hinsicht eine politische Wissenschaft. Dessen sollten sich vor allem Studenten dieses Faches und Nachwuchswissenschaftler in ihm bewusst werden, um eigene Haltungen bedenken zu können. Institutionengeschichtliche und biographische Studien zu herausragenden Fachvertretern – beide müssen nicht unbedingt umfangreich und erschöpfend daherkommen – können zu solchem Nachdenken beitragen. Indes, gutes Recht der Nachgeborenen ist, sich nicht für die Vorfahren zu interessieren. Das gilt vor allem für jüngere Menschen – zumal dann, wenn solche Vorfahren lediglich von wissenschaftlicher, nicht persönlich verwandter Art sind. Überdies haben Anfänger in den Studien einer Wissenschaft schwerlich in der Fülle des Neuen auch schon die Namen von mehr oder weniger bedeutenden Fachvertretern an anderen Standorten des Faches oder im eigenen Institut so weit kennen gelernt, dass sie mit den Namen auch eine wenigstens ungefähre Vorstellung von deren wissenschaftlichem Werk verbinden. Der Verzicht auf solche Information liegt gewiss im guten Recht der jungen Menschen, die sich dem jeweiligen Fach gerade zugewandt haben, doch im Interesse der älteren gegenwärtigen Fachvertreter könnte durchaus liegen, solche Kenntnisse zu vermitteln. Erfahrungsgemäß verstärken solche Kenntnisse die Bindung an ein Institut, möglicherweise sogar eine stolzerfüllte, und eine Bindung an ein Institut, die über die Wahrnehmung von Lehrveranstaltungen an diesem hinausgeht, erhöht auch die Studienintensität, verbessert also die Studienerfolge. So können bewusste Vermittlungen wissenschaftsgeschichtlicher Sachverhalte und Überlegungen auch ganz praktische und alltägliche Folgen haben. Aber was für Folgen könnte heute ein Buch über Carl Hentze haben? Und warum hat die mir ansonsten unbekannte Greta Beckmann ihm dieses Buch zgedacht?

Greta Beckmann stellt an den Anfang ihres Buches, an den Anfang ihrer Vorbemerkung, zwei ähnliche Fragen:

- Wie kommt eine Nicht-Sinologin dazu, etwas über den Sinologen Carl Hentze zu schreiben?

- Warum kommt kein Sinologe dazu, etwas über den Sinologen Carl Hentze zu schreiben?

Nach ihrer Meinung könnten die zweite selbstgestellte Frage nur Sinologen „sinnvoll“ beantworten. Zwar habe ich einige Jahrzehnte als Sinologe zu wirken versucht, doch ich wäre nie auf die Idee gekommen, etwas über Carl Hentze zu schreiben. War er überhaupt Sinologe – und wenn ja, dann in welchem Sinne?

Dann führt sie als denkbare Gründe für die weitgehende Nichtbeachtung von Carl Hentze an, dass der einerseits ein anscheinend etwas schwieriger Charakter gewesen sei und andererseits einem Forschungsbiet anhing, das in der Sinologie ein „Sonderanliegen“ und möglicherweise „ein totes Gleis“ gewesen sei, das er auch in manchmal nicht gut überschaubarer Weise befahren habe.

Über die eigenen Beweggründe, sich mit Carl Hentze auseinanderzusetzen, kann Greta Beckmann sich klärlich genauer auslassen. Sie erklärt, in Zusammenhang mit einer Studie über „zirkumpazifische Kulturähnlichkeiten“ hätten sie oft Zitate aus Hentzes Schriften angeregt, und fährt dann nach Nennung einer solchen Schrift fort:

Alles darin war neu und fesselnd; allein die Art der Stoffpräsentation lud nicht zum Studium ein. Da galt es, mit aller Kraft, mit höchster Konzentration und ganzer Hingabe an die Arbeit zu gehen; da hieß es Pfade schlagen in einen wahren Gedankenschungel, der doch manche Belohnung zu versprechen schien.

Das klingt begeistert, und vielleicht ist hier ein Wort verräterisch, nämlich: „ganze Hingabe“. Was hat diese Leserin einer Hentze-Schrift dermaßen angesprochen? Aber sie lässt auch Vorbehalte erkennen: „Gedankenschungel“ und nur wenig entgegenkommende Stoffpräsentation. Das sieht nicht so aus, als würde hier eine Art Hentze-„Jüngerin“ ihre Stimme erheben.

Greta Beckmann beginnt dann ihre Darstellung des Wirkens von Carl Hentze – wie zu erwarten – mit einem biographischen Abriss: „Aus dem Leben Carl Hentzes“. Ein spannungreiches Leben war das, schon von früher Jugend an. Zu diesen Spannungen trugen auch politische Rahmenbedingungen in seiner flämischen Heimat bei, die nicht mehr jedermann geläufig sind. Sie spricht alles an, was zu einem solchen Abriss gehört, doch hier oder da wäre wohl auch eine größere Ausführlichkeit wünschenswert gewesen. Für mich waren hierbei vor allem zwei Dinge interessant: Ursprünglich wollte Carl Hentze als Künstler berühmt werden, und gelegentlich tauchen Gemälde von ihm – wohl dem Expressionismus verpflichtet – noch bei Auktionen auf und erzielen dann Gebote von bis zu tausend Euro. Eine formale sinologische Ausbildung und eine regelrechte universitäre Laufbahn scheint er nicht erlebt zu haben.

Nicht wenige Züge des Lebens und der sinologischen Laufbahn von Carl Hentze erscheinen als „bunt“, doch das verbindet ihn mit vielen anderen frühen Vertretern dieses Faches in den Anfängen seiner Akademisierung und seiner Etablierung an deutschen Universitäten, im 19. Jahrhundert, aber noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Züge von Dilettantismus lassen sich bei ihnen feststellen, auch Anlehnungen an bereits etablierte Fächer, hin und wieder sogar ein ausgeprägtes China-Abenteurertum, vor allem aber ausge-

prägender Wissensdurst und forschende Neugier im Hinblick auf eine als fremd empfundene Kultur, die immer nur ausschnitthaft wahrgenommen werden konnte und kann. Wahrscheinlich ließe sich Hentzes Leben sinnvoll vor allem im Vergleich mit den Leben anderer deutscher Sinologen seiner Generation betrachten, doch für solche Vergleiche fehlen einstweilen noch grundlegende biographische Informationen über viele andere. Auch die seinerzeitigen Standards in anderen Wissenschaften wären vergleichsweise heranzuziehen.

Solche Vergleiche müssten dann wohl auch Einschätzungen des wissenschaftlichen Werks dieser frühen Sinologen einschließen. Auf die Darstellung des wissenschaftlichen Werks von Carl Hentze kommt es Greta Beckmann an – und ihr ist der größte Teil dieses schmalen Buches gewidmet. Sie geht auf die wichtigsten Themen darin ein, stellt akribisch seine Publikationen vor, deutet deren anregende Kraft an, spart aber auch nicht mit sich distanzierenden kritischen Bemerkungen; denn schwerlich bestreitbar ist, dass Hentze zwar alles Mögliche konnte, nicht aber diszipliniert und systematisch darstellen und interpretieren, weshalb manchmal seine Gedankengänge gar als „wolkig“ erscheinen mögen.

Aber dabei ist auch zu bedenken, vor welchem Hintergrundwissen und mit welchen fachlichen Standards Carl Hentze seinen eigenen Forschungen, die wohl eher forschende Betrachtungen zu nennen wären, nachgehen konnte. Einen anschaulichen Einblick in diese Gegebenheiten bietet das Kapitel II dieses Buches: „Kleiner Überblick über die chinesische Geschichte bis zur Mongolenherrschaft“. So ähnlich wird Carl Hentze diese Geschichte gesehen und gelehrt haben, die legendären Anfänge stark betonend und die letzten Jahrhunderte übergehend, denn die Mongolenherrschaft in China endete bereits im 14. Jahrhundert. Von einem heutigen Kenntnisstand und von heutigen sinologischen Standards aus urteilend, erscheint ein solcher Abriss schlicht anrührend in seinen Unbeholfenheiten, aber – wie angedeutet – so werden Hentze und andere seinerzeit über chinesische Geschichte gesprochen haben.

Heute ist kaum noch vorstellbar, über wie wenige Quellen zur chinesischen Geschichte und Literatur solche frühen Sinologen verfügten, deren Fülle sie oft, auch in vielen Einzelheiten, immerhin ahnen konnten, doch ihnen fehlten buchhändlerische Vermittler für deren Erwerb. Dann fehlten ihnen heute selbstverständliche Hilfsmittel für die Erschließung dieser Quellen, Wörterbücher zum Beispiel, und ihre meist wohl kurze und laienhafte sinologische Schulung scheint ihnen nicht sonderlich viel Standardwissen vermittelt zu haben.

Nicht ohne Rührung erinnere ich mich an ein Kladderheft, das einer meiner Vorgänger auf dem Hamburger Lehrstuhl geführt hatte, um sich einen kurzen historischen Quellentext zu erschließen. Er hatte diesen Text in chinesischer Zeilenführung, von oben nach unten, Zeichen für Zeichen, abgeschrieben. Neben die Zeichen, deren Aussprache und Bedeutung ihm als unbekannt oder wenigstens nicht eindeutig erschien, hatte er dann aus einem chinesisch-englischen Standardwörterbuch die entsprechenden Eintragungen übernommen – und ich staunte darüber, was er anscheinend alles nicht gewusst hatte. Die schon damals hilfreichen alten chinesischen Wörterbücher kannte er offenbar nicht, und andere Eintragungen zeigten, dass er sich zwar in der chine-

sischen Gegenwartssprache gut auskannte, aber nicht in der Grammatik des Klassischen und Literarischen Chinesisch, in dem viele Quellschriften zur chinesischen Kultur und Geschichte gehalten waren. Anscheinend war er der damals weit verbreiteten Ansicht, diese Grammatik habe auf drei Karteikarten Platz, wenn sie nicht überhaupt lediglich drei Hauptregeln umfasse. Ein seinerzeit einflussreicher Sinologe meinte sogar, solche klassischen chinesischen Schriften solle man am besten in deren Übersetzung in die Sprache der Mandschu studieren, einem Eroberervolk, das das letzte Kaiserhaus in China gestellt und deshalb für amtliche Übersetzungen chinesischer Klassiker in die eigene Sprache gesorgt hatte, die auch Europäern leichter zugänglich war als das Klassische Chinesisch.

Die wissenschaftlichen Standards für sinologische Studien in Deutschland mussten erst allmählich gefunden werden, und da das Völkchen dieser deutschen Sinologen so klein, dass es beinahe nicht sichtbar war, vor sich hin wirkte, dauerte das Jahrzehnte. Zur Illustration dieser bescheidenen Wissenschaftlichkeit soll hier eine weitere anekdotenhafte Erinnerung erzählt werden. Als ein junger Adept der Sinologie kurz vor dem Jahre 1970 bemerkte, dass die von ihm erhoffte Laufbahn in einer Universität nicht so einfach offen vor ihm lag, ließ er sich in wochenlangem Bemühen über die örtliche Universitätsbibliothek und deren Fernleihdienst alle verfügbaren sinologischen Doktorarbeiten aus Deutschland kommen und ergötzte sich daran, wie dünn – in jeder Hinsicht – auch die Dissertationen später bekannter Sinologen dann vor ihm lagen. Das waren fraglos subtile Triumphe, die dieser Adept dann feiern konnte.

Im Hinblick auf Carl Hentze kommt noch ein anderes Moment beim Stand der Sinologie in Deutschland in der Zeit seines Wirkens damals hinzu. Im Grunde galten nur die klassische Philosophie und die ältere Geschichte als deren Gegenstände, kaum Religion und Kunst, nur ansatzweise die Dichtung, keineswegs aber die erzählende Literatur, vor allem nicht die zeitgenössische. Als Otto Franke, der erste sinologische Ordinarius in Hamburg, der später eine fünfbandige Geschichte Chinas schreiben sollte, seinen wissenschaftlichen Assistenten Franz Kuhn (1884–1961) dabei überraschte, wie der einen klassischen chinesischen Roman las, entließ er ihn auf der Stelle, obwohl das immerhin ein historischer Roman war.

In solchem akademischen Umfeld hatte Carl Hentze sich ein Forschungsgebiet gewählt, zu dem ihn sicherlich seine künstlerische Begabung geführt hatte, wozu aber auch Anregungen aus anderen Wissenschaften beigetragen haben. Das waren die frühen chinesischen Sakralbronzen aus der Shang-Zeit, der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in China. Weil sich auf diesen gelegentlich auch kurze Inschriften befinden, ergänzte er seine Studien der Dekore solcher Sakralbronzen durch paläographische, was nahe lag und überaus sinnvoll war. In diesem Zusammenhang muss aber erwähnt werden, dass dieses Forschungsgebiet damals auch in China ein sehr junges war, und während heute einige tausend solcher frühen Sakralbronzen bekannt sind, waren das damals nur wenige, überdies überwiegend von zweifelhafter Provenienz. Hinzu kam, dass in China eine Gruppe überlieferungskritischer junger Wissenschaftler die Shang-Dynastie, die zweite Dynastie in der chinesischen

Geschichte, gerade als „unhistorisch“, zur Fiktion der Überlieferung, erklärt hatte. Viele frühe Quellenschriften, die Material zu ihr enthielten, wurden als „gefälscht“ gleichsam auf den Misthaufen der Tradition geworfen. Das war kein gutes Umfeld für Hentzes Studien, obwohl diese durchaus beachtet wurden.

Das, was ich in den letzten Abschnitten skizziert habe, sollte lediglich andeuten, dass Carl Hentze, von sonstigen Bedingungen seines Wirkens und der Einflüsse auf dieses abgesehen, keineswegs in einem erspriesslichen akademischen Umfeld wirkte. In Wissenschaft und Leben war die Missgunst eine weit verbreitete Gefühlsregung, wie sich auch den Buchbesprechungen jener Zeit entnehmen lässt. Nicht von allen, aber doch von einigen und vor allem von schätzenswerten Zeitgenossen wurden die Schriften von Hentze durchaus positiv wahrgenommen, selbst wenn diese – in ihrem Nischenbereich seinerzeitiger sinologischer Forschung – viele seiner Fachkollegen befremdet haben mögen.

Leicht fällt mir als heutigem Sinologen nicht, als Sinologe über Carl Hentze zu schreiben – siehe oben. Wie angedeutet, müsste ich, um angemessen über ihn schreiben zu können, weit ausholen in die Geschichte der Sinologie in Deutschland. Indes, lohnt er das und die Mühewaltung – und wem soll diese nützen, abgesehen davon, dass jedes engagierte Forscherleben und -werk etwas Bewahrens- und Lesenswertes vermittelt. Da gibt mir Greta Beckmann erneut einen Impuls. In einem abschließenden kurzen Kapitel bedauert sie unter der Überschrift „Doch noch eine Zukunft für Carl Hentzes Lebenswerk?“:

Allenthalben vermisst man eine Beachtung seiner Arbeiten, eine Berücksichtigung seiner Gedanken; Sinologie und Kunstgeschichte, denen Hentze viel zu geben hätte, gingen ihren Weg an ihm vorbei und über ihn hinweg; der vielversprechende Zweig seiner Denk- und Forschungsrichtung lebte, wie's scheint, mit ihm ab.

Das ist gewiss richtig beobachtet, aber auch nicht weiter verwunderlich, denn Carl Hentze lebte als Mensch und Wissenschaftler in anderen Welten als denen von heute. Das bedeutet aber keineswegs, dass seine Fragestellungen und seine Annäherungen an das von ihm gewählte Forschungsgebiet heute überlebt wären. Ganz im Gegenteil!

Das gilt zum Beispiel für seine Betrachtungen der Dekore auf altchinesischen Sakralbronzen. Dank beinahe zahlloser archäologischer Funde verfügen heute interessierte Wissenschaftler über eine viel breitere Materialgrundlage, die ungleich subtilere Fragestellungen anregen könnte, als das seine waren und sein konnten. Nicht nur bei den Dekoren dieser Sakralbronzen, sondern auch beim Studium der Inschriften auf ihnen, bei Epigraphik und Paläographie, liegen heute viel umfangreichere Materialgrundlagen vor als seinerzeit. Irgendwann werden diese gegenwärtig vernachlässigten Forschungsgebiete neues Interesse wecken, und dann werden auch einige Gesichtspunkte von Hentze im Lichte neuer Fragestellungen zu überprüfen sein.

Das gilt allerdings besonders für einen seiner grundlegenden und unübersehbaren Forschungsansätze, der ebenfalls vielleicht mit seinen künstlerischen Begabungen und Neigungen zusammenhing. Wenn er Frühformen des künst-

lerischen Ausdrucks im frühen China betrachtete, ob in den Dekoren der Sakralbronzen oder in bildhaften Formen früher Schriftzeichen auf ihnen, dann betrachtete er sie nie isoliert als Hervorbringungen einer chinesischen Kultur. Vielmehr suchte er mit seinem geschulten Blick nach verwandten „Bildern“ in anderen frühen Kulturen – ob denen im nahöstlichen Zweistromland, im Indus, in Altägypten oder in Alt-Amerika, auch in den pazifischen Inselwelten. Gewiss, manchmal führten ihn solche Vergleiche zu Annahmen und Mutmaßungen, derer er sich nicht sicher sein konnte, weil er sich bewusst war, dass die faktischen Voraussetzungen für solche Vergleiche, nämlich Kulturkontakte, nicht hinreichend abgesichert waren. Das nötigte ihn dann zu Zurückhaltung bei seinen Formulierungen, und nicht ohne Grund tadelt ihn Greta Beckmann dafür, dass er manchmal nebulös herumzureden scheint, jedenfalls nicht geradlinig argumentiert. Aber das hängt eben auch mit wissenschaftlicher Redlichkeit zusammen, wenn die Fülle der Beobachtungen ungemein anregend wirkt, aber die Grundlagen für Theoriebildungen noch nicht gelegt sind. Das gilt auch im Hinblick darauf, dass er sich zur Erklärung von Motiven in Bronzedeckungen und Schriftzeichen sowohl chinesischer als auch nichtchinesischer Mythen bediente.

Naturwissenschaftliche Forschungen sind in den letzten Jahren weit in die Anfänge des Universums vorgedrungen, auch in die Frühgeschichte der Menschen und deren Vordringen in die Welt, von Afrika aus. Hiermit waren viele Grundlegungen dafür verbunden, auch neu, wie Carl Hentze und andere, über die Geistesgeschichte der Menschheit in Stein-, Bronze- und frühen historischen Zeiten nachzudenken, auch über eine gemeinsame Geistesgeschichte der Frühmenschen also. Mit naturwissenschaftlichen Methoden verbunden und viele neue archäologische Funde auf allen Kontinenten wahrnehmend, ferner Mythen und andere orale Überlieferungen neu bedenkend, ließen sich heute Hentzes Forschungsansätze durchaus aktualisieren. Allein schon eine Erneuerung und Systematisierung der Studien zu Dekoren auf altchinesischen Sakralbronzen könnte verblüffende Einsichten erbringen. Wenn ich allein die Entwicklung der Dekore auf einem einzigen Gefäßtyp betrachte, den *hu* genannten Krügen, dann ließe sich schon hieraus eine Art Wegweiser durch das Denken dieser frühen Menschen erschließen, über zwei Jahrtausende lang.

Heute, auch aufgrund naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse in diesen Bereichen, ließen sich Probleme des Kulturaustauschs auch zwischen fern voneinander liegenden Regionen viel genauer erwägen, obwohl eine dermaßen weite Umsicht heute nur selten geübt wird. Gerade chinesische Wissenschaftler, die auf solchen Forschungsgebieten arbeiten, lassen diese Umsicht vermissen, was manchmal allerdings eher ideologisch bedingt ist oder auf „nationalpatriotischen“ Haltungen beruht.

Vor allem ließ sich Hentze durch etwas leiten, das während jüngerer Entwicklungen in den Wissenschaften, obwohl eigentlich grundlegend, ein wenig aus dem Blickfeld geraten ist, nämlich die Suche nach Erklärungen für das Beobachtete. Diese ewige Frage nach dem Warum, im Grunde die einzige Frage aller Wissenschaft, prägt – explizit oder unausgesprochen – das wissen-

schaftliche Werk von Carl Hentze, und das allein schon sollte sein Werk als beachtenswert erscheinen lassen.

Auf jeden Fall zeigt dieses engagierte und zugleich kritische Buch von Greta Beckmann, wie zum Nachdenken und dann Nachforschen anregend in vieler Hinsicht wissenschaftsgeschichtliche Darstellungen, auch biographischer Ausrichtung, wirken können. In nicht wenigen Sätzen in diesem Werk hat die Autorin aber auch im Sinne und auf den Wegen von Carl Hentze eigene Einsichten zu den von ihm behandelten Themen festgehalten: angeregt und anregend zugleich. Vielleicht sollten die Frankfurter Sinologen auf der Webseite ihres Instituts den Passus mit den Namen von Erwin Rousselle und Carl Hentze vor diesem Hintergrund neu schreiben, nach neuerlichen Nachforschungen zu diesen beiden Gestalten und einigen weiteren Namen, die mit diesem Institut zu verbinden sind. Auch für die Außenwirkung und Außenwahrnehmung der gegenwärtigen Frankfurter Sinologie wäre das gewiss nicht nachteilig, und Jubiläumsfeiern, die auch in Frankfurt nahe liegen, wirken allemal auch nach innen identitätsstiftend.

Hans Stumpfeldt